

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Nummer Siebenundzwanzig

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

es früher allerdings war, da es nur in verschrobene Köpfen spulte; die Geburtstagsfeste von Tänzerinnen à la Fanny Elsler werden nicht mehr auf der armseligen Erde, sondern in der Luft, der freien, reinen, gefeiert.

Doch wir brechen hier ab. Allein man sieht, das von den alten Poeten so reizend geschilderte goldene Zeitalter ist wieder zurückgekehrt!

## Nummer Siebenundzwanzig.

(Eine Erzählung.)

Heinrich Stern hatte einen unruhigen Schlaf gehabt, ein Traum den andern gesagt. Als er Morgens erwachte, und im Zimmer auf- und abgehend seine Lage in Erwägung zog, fand er zu seinem Erstaunen, daß er nun ein blutarmer Mann war. Binnen drei oder vier Jahren war von dem jungen Mann ein Vermögen von einigen hunderttausend Thalern durchgebracht worden; sein Vater hatte lange Jahre daran zusammengespart! Es war so schwer, so mühsam, unter so großen Opfern und Entbehrungen erworben worden, und der Sohn hatte es so leichtsinnig verthan! Der alte Stern mußte sich im Grabe umwenden, und seine alten Freunde, die den redlichen Geschäftsmann gekannt und der bösen Wirthschaft des Sohnes längst mit Kopfschütteln zusehen hatten, waren tief betrübt, als sie erfuhren, daß jenes Vermögen nun all sei, bis zur letzten Reige. Indessen erwarteten sie schon längst nichts Anderes.

Heinrich hatte eine sogenannte „gute“ Erziehung bekommen; das heißt, man hatte seinen Kopf und sein Gedächtniß sehr geübt, ihn allerlei nützliche Dinge lehren lassen, aber auf die Veredelung seines Gemüths nur wenig gewirkt. An ihm zeigte sich der Jammer unserer gewöhnlichen Erziehung, die allzuviel den äußern Menschen und die äußeren Verhältnisse berücksichtigt, und die Hauptsache, eine sittlich-vaterländische Ausbildung, vernachlässigt. Der alte Herr Stern gehörte einer Familie an, welche früher im Senate seiner Vaterstadt eine große Rolle spielte und in hohem Ansehen stand; er selber war Kaufmann gewesen, hatte aber stets den Wunsch gehegt, durch seinen Sohn den alten gelehrten Glanz der Familie wiederhergestellt zu sehen. Und das geschah seiner Meinung nach nur dann, wenn Heinrich einmal rechtskundiger Senator

wurde. Deshalb ließ er ihn die Rechte studiren, sparte kein Geld, und versagte dem einzigen Sohne schon in früher Jugend keinen Wunsch. Auf der Hochschule brachte dieser eine Menge Geld unter die Leute; kein anderer Student hatte einen so starken Wechsel als er; Niemand war so „flott,“ als Heinrich Stern, der eben eine Ferienreise antreten wollte, als er Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt. Er hatte den Alten geliebt, und die Trauerkunde betrübte ihn tief. Indessen sterblich sind wir ja alle, dachte er; und fing nach Verlauf einiger Monate, in welchen er eingezogener als sonst lebte, den alten Saus und Brans von vorne an.

Nachdem er die Hochschule verlassen, und noch einige Ausflüge nach der Schweiz, nach Italien und der Niederlanden gemacht, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Sein Vormund, der ihn kannte, hielt ihn knapp; aber Heinrich machte Schulden, bis er das Alter der Großjährigkeit erreichte; ging dann in die Bäder und spielte, und verlor große Summen, spielte wieder, um seine Verluste vom vorigen Jahre einzubringen, und verlor abermals; steigerte trotzdem seinen Aufwand noch und fand „gute Freunde,“ die ihm bei wohlbesetzter Tafel die Langweile vertrieben. Kein Wunder, daß er endlich ein armer Mann ward. Mit der leeren Börse stellte sich nun auch das Nachdenken ein; er fand, daß sein bisheriges Leben doch sehr arm an höheren, beglückenden Genüssen gewesen sei, die ein wüstes Treiben niemals gewähren kann. Allein bei dem bloßen Nachdenken ließ Heinrich Stern es nicht bewenden; er fasste gute Vorsätze, wollte ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, und traute sich Kraft genug zu, einen ernst gefassten, guten Entschluß auch auszuführen zu können.



Was sollte er aber jetzt beginnen? Vor allen Dingen mußte er reine Sache haben, und sich mit seinen Gläubigern abfinden, die um so zudringlicher wurden, je mehr sie einsahen, daß des jungen Verschwenders Habe auf die Reize gehe. So beschloß er denn Haus und Hof, Pferde und Wagen und Alles zu verkaufen, was sich zu Gelde machen ließ, und davon alle seine Schulden zu tilgen. Vielleicht blieb eine Kleinigkeit übrig, mit der er dann möglicherweise weiter Etwas anfangen konnte.

Der Tag der Versteigerung war da. Ein Tisch ist zwar nur ein Gestell aus Holz, ein Stuhl nur ein Stuhl; aber wie häufig knüpfen sich an solche Hausgeräthe liebe Erinnerungen der vergangenen Zeit! Das fühlte auch Heinrich, als er zum letztenmale durch seine Gemächer wandelte, um noch diesem oder jenem, ihm werth gewordenen Gegenstande, einen Abschiedsblick zuzuworfen. Da stand Alles durcheinander mit Nummern bezeichnet, um noch an demselben Tage wildfremder Menschen Eigenthum zu werden. Es war ihm doch recht wehmüthig ums Herz. Und die Sonne schien so freundlich und hell durch das Fenster auf die Kanapees, und die Bilderrahmen, und das schöne bunte Porzellan, und auf den Lehnstuhl, in welchem der Vater gesessen, auf den Arbeitstisch der emsigen Mutter, die eine so würdige Hausfrau gewesen. Als er diese Erbstücke betrachtete, traten ihm doch die Thränen ins Auge. Indessen er wollte ein Mann sein, zerdrückte sie zwischen den Wimpern, und warf, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, den Blick auf ein altes Gemälde, das gerade in sehr günstiger Beleuchtung hing. Es war wirklich ein Prachtstück von irgend einem namhaften Meister, und vielleicht seit länger als hundert Jahren im Besitze der Familie Stern; — eine Sommerlandschaft, durch Gestalten belebt. Der Knabe hatte schon im Flügelkleide vor diesem Bilde gespielt, und sich oft gewundert, daß die fleißigen Leute immer nicht fertig wurden mit der Aerdte; in späteren Jahren, als Heinrich zeichnen und malen lernte, versuchte er die Landschaft nachzubilden, aber es gelang ihm nicht. Doch lieb und werth blieb ihm das Bild immer, und jetzt sollte es losgeschlagen werden an den Meistbietenden! Da hing es, mit Nummer 27 bezeichnet.

Ein ällicher Mann, in braunem Rocke, trat ins Zimmer; mit ihm ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Es war ein gar liebliches Geschöpf, diese Kleine; sie betastete bald dieses bald jenes, warf einen flüchtigen Blick auf die Bilder, und blieb dann vor einer Porzellanfigur stehen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Alte hatte inzwischen seine Brille

herausgezogen, war näher zu jener Landschaft hinangetreten, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und schnalzte von Zeit zu Zeit mit Daumen und Zeigefinger. Er war im Entzücken des Anschauens verloren, als die Kleine plötzlich hell auflachte; das grün und purpurroth bemalte chinesische Ungeheuer sah doch gar zu wunderförmig aus, und Großvater sollte dieses Stück um jeden Preis erstehen. Das versprach er denn auch.

Zu einer halben Stunde mußte die Versteigerung anfangen. Der älliche Herr und das Mädchen stiegen die Treppe hinunter, setzten sich in ihren Wagen, und fuhren davon. Heinrich hatte Alles, was vorgegangen war, durch die Fenster der Flügelthür mit angesehen. Als eben der Ausrufer mit dem Verkaufe beginnen wollte, war der alte Herr schon wieder da, und setzte sich an den Tisch. Heinrich dachte: ob er wohl auf jenes Gemälde bieten wird? und hatte Lust, es selbst anzukaufen. Aber er wollte doch nicht gern in Person steigern, damit es nicht heiße, er habe den Preis hinaufreiben wollen.

Der Verkauf begann, und jenes chinesische Ungeheuer gehörte zu den ersten Gegenständen, welche unter den Hammer kamen. Der alte Herr bot sehr eifrig, weit über den wirklichen Werth hinaus, und erhielt die Porzellanfigur. Als nach einiger Zeit das Gemälde an der Reihe war, verhielt er sich dagegen ganz still; wahrscheinlich hatte er sich mit dem Ausrufer verständigt, dem er von Zeit zu Zeit einen Wink mit der Hand oder mit den Augen gegeben haben mochte. Der Hammer fiel, bevor Heinrich sein Gebot abgeben konnte, und der Mann im braunen Rocke war Käufer des Bildes. Er rieb sich fröhlich die Hände, und trat mit leuchtendem Blicke auf den eben erworbenen Schatz zu. Heinrich redete ihn an.

„Ich gebe Ihnen hundert Mark mehr, als Sie geboten, wenn Sie das Bild mir überlassen.“

„Und wenn Sie mir fünfhundert Mark mehr geben, so bekommen Sie es nicht,“ war die Antwort.

„Wie hoch wollen Sie es denn los schlagen?“

„Um keinen Preis, mein Herr; ich will es für mich behalten.“ Und mit diesen Worten wandte er sich um und schnalzte wieder mit den Fingern.

Heinrich schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Ich war von Herrn Stern beauftragt, das Bild für ihn anzukaufen; er legt, weil Familien-erinnerungen es ihm lieb machen, großen Werth darauf, und bereuete, es in die Masse gegeben zu haben. Ich muß mich einer großen Fahrlässigkeit anklagen, und Sie würden das Bild nicht besitzen, wenn der Versteigerer nicht so ungebührlich rasch zugeschlagen hätte.“



„Ein Glück für mich, daß er so schnell den Hammer fallen ließ. Ich behalte das Bild, es ist bei mir besser aufgehoben, als bei dem jungen Herrn von Stern, diesem Sausewind.“

„Kennen Sie denn Herrn Heinrich Stern?“

„Ich kenne ihn genug, um zu wissen, daß das Bild besser bei mir hängt, als bei ihm. Er wird wohl Stiefelpußer werden, oder etwas anders dergleichen; und wozu könnte ihm dabei das Bild nützen?“

„Die Leute sagen, er wolle, ohne Vermögen wie er nun ist, nach Westindien, nach Amerika, gehen.“

„Das soll er ja thun; man kann nicht früh genug einen besseren Lebenswandel anfangen. Allein das hat nichts mit dem Bilde zu thun. Guten Morgen mein Herr; mein Wagen wartet auf mich.“

Die Worte des alten Herrn machten auf Heinrich einen erschütternden Eindruck. In dem Maasse also hatte er die öffentliche Achtung verloren, daß man ihn nur noch für die niedrigsten Arbeiten tauglich hielt? „Nein, sie haben Unrecht, und sollen sich überzeugen, daß sie Unrecht haben,“ rief er; „ich will ein anderer, ein besserer Mensch werden, von heute an.“ Er hatte, wie leider so manche junge Männer, die sich in ähnlicher Lage befinden, gedankenlos in den Tag hineingelebt, das Geld nicht geachtet, nie ernst an des Menschen und des Bürgers Bestimmung gedacht. Jetzt war er wie umgewandelt. Einige Tage nachher verließ er seine Vaterstadt, in welcher späterhin nur noch hin und wieder die Rede von ihm war, wenn ein Jüngling sich auf eine schlüpfrige Laufbahn wagte; dann hielt man ihm den verschollenen Heinrich Stern als warnendes Beispiel vor.

Zehn Jahre waren verschwunden. Da lief eines Tages ein Schiff in den Hafen ein, an dessen Bord sich ein kräftig gebauter, noch junger Mann befand. Ein großer Theil des Raumes war mit vielerlei ihm gehörenden Sachen gefüllt. Kisten und Kasten ließ er in einen Speicher bergen, er selbst war in einem jener prächtvollen Gasthöfe der alten berühmten Stadt eingelehrt, die von der furchtbaren Feuersbrunst verzehrt sind, von welcher jene vor einem Jahre heimgesucht wurde. Der Fremde kam aus Westindien, wo er sich lange Zeit aufgehalten haben mußte. In welcher Absicht er nach Deutschland gekommen war? Er wollte, unter anderm, sich ein tüchtiges deutsches Weib suchen, das treu, fleißig und häuslich wäre; Eigenschaften, die man bei den Kreolinnen so selten findet. Er hatte namentlich eine große schwarze Kiste mitgebracht, deren Inhalt sich manches Mädchen gewünscht haben würde. Sie enthielt Kostbarkeiten und Schmucksachen der werthvollsten Art,

wie China und Indien sie liefern; Musseline aus Dalka, gewebtem Binde vergleichbar, und Umschlagtücher aus Kaschmir, so schön, wie sie je verfertigt worden sind.

Was ist wohl im Verlaufe der zehn Jahre aus dem alten Herrn im braunen Rocke geworden? Er war noch am Leben, und freuete sich ruhig seines Daseins, ob auch schneeweißes Haar seinen Scheitel deckte. Herr Justus Hillermann war einer jener kräftigen Greise, die ein thätiges, an Erfahrung reiches Leben hinter sich haben, und nicht so leicht stumpf werden. Sein Blick war noch eben so klar und durchdringend, wie damals bei jener Versteigerung. Jetzt bewohnte er eins jener reizenden Gartenhäuser außerhalb der berühmten Stadt, welche einen so freundlichen Eindruck auf den Fremden machen, weil sie rings von Blumenbeeten umgeben sind, und aus ihnen eine wohlthuende Behäbigkeit hervortritt. Dort genoß er ein ruhiges Alter, umgeben von Büchern, Kunstwerken und Blumen, und selten verging ein Tag, an welchem nicht einer oder der andere seiner alten Freunde und Bekannten ihn mit einem Besuche erfreuete.

An einem Sommermorgen trat der Bediente ins Zimmer, und überreichte Herrn Justus Hillermann eine Karte. Er las auf derselben: Heinrich Stern. „Der Herr soll gefälligst eintreten.“ — Er war schon im Zimmer, blickte flüchtig an den Wänden umher, und sprach dann: „Schwerlich erkennen Sie mich wieder, Herr Hillermann?“ Dieser legte nachdenklich den Finger an die Stirne, sann hin und her, und entgegnete dann: „Ihr Name ist mir freilich sehr bekannt, aber Ihrer Person erinnere ich mich nicht.“

„Herr Hillermann, Sie kauften einst ein Gemälde, das mir gehörte.“

„So, so; — sind Sie jener Herr Stern?“ rief der Alte, und musterte den Andern mit einem scharfen Blicke vom Kopfe bis zum Fuße. Es schien, als schwebte es ihm dunkel vor, daß er den jungen Menschen einst für einen Taugenichts erklärt hatte, der es in dieser Welt zu nichts weiter bringen werde, als zu einem Schuppuzer. Jetzt war nun Heinrich Stern doch etwas anderes geworden und sprach bei Herrn Hillermann vor, um jenes Gemälde wieder zu kaufen, mochte es kosten was es wollte. Kurz und unumwunden äußerte er seine Absicht, und fügte hinzu: „Ich bin lange Zeit in Amerika gewesen, und habe es mir sauer werden lassen. Ich ging in die weite Welt um mich zu bessern, und, wie ich glaube, habe ich meine guten Vorsätze gehalten. Ich habe in früher Jugend gefehlt, und war locker und windig, später habe ich desto eifriger gear-



beitet. Die Worte, welche Sie äusserten, als ich Ihnen jenes Bild vor zehn Jahren ablaufen wollte, haben sich mit Flammenzügen in meine Seele gegraben. Das Bild ist die Ursache meines innern Glücks und meiner Wohlhabenheit geworden, und deshalb möchte ich so gern wieder in den Besitz des mir theuern Kleinods gelangen. Sie werden diesen Wunsch erklärlich finden."

Hillermann war bewegt, als er diese Worte hörte, aber doch blieb er unerbittlich. Es war nicht hübsch von ihm, daß er so hartnäckig auf dem Besitze eines Bildes bestand, das für ihn nur Kunstwerth haben konnte, während sich für Stern eine hohe moralische Bedeutung an dasselbe knüpfte. Indessen, was ließ sich thun? Der Alte hatte das Bild gekauft; es gehörte ihm ein für allemal. Erst schien er gar nicht einmal geneigt, es nur zu zeigen; dann wandelte ihn doch einige Weichheit an, und er führte Stern in einen an sein Wohnzimmer stoßenden Saal. Da hing es, in einem neuen, prächtigen Rahmen, im schönsten Lichte. Welche Erinnerungen frischte es in Stern auf: der Mutter liebevolles Benehmen, des Vaters gute Lehren, das Andenken an die Jugendspiele; und an sein ganzes früheres Leben! Es war ein wehmüthiger und doch wohlthuernder Anblick.

Der Alte blieb starr, und Heinrich war gefaßt, sich für immer von dem theuern Kleinode trennen zu müssen. Tief verstimmt wollte er Abschied nehmen; da hörte er ein lautes Lachen im Nebenzimmer, das einen unangenehmen Eindruck auf den Betrübten machte. Der Gedanke: sollte das wohl jenes Kind mit den röthlichen Locken von damals sein? fuhr ihm durch den Sinn. Aber die Kleine ist nun wohl längst verheirathet, dachte er.

Hillermann begleitete ihn bis zur Thür: „Noch eine Bitte habe ich an Sie," sprach Stern; „Wenn ich Sie überlebe, soll das Bild dann wieder in meine Hände gelangen? Und wollen Sie Verfügungen treffen, daß nur ich es bekomme?"

„Nach meinem Tode mag Ihnen das Bild wieder werden," entgegnete der Alte, und dann trennten sich Beide.

Stern war unruhig und mißgestimmt. Wenn doch Hillermann nur durch irgend ein Mittel zu bewegen stände, das Bild herzugeben! Er ging gegen Abend aus, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben; die Strafen wollte er sich ansehen, welche er als Knabe und Jüngling so

oft durchzogen. Auch was aus dem väterlichen Hause geworden, hätte er gern gewußt, und doch wollte er nicht gerade danach fragen. Er sah es; fremde Leute wohnten darin; schnell eilte er vorüber.

Als er wieder in seine Wohnung zurückkam, fand er in seinem Zimmer eine Kiste und einen Brief von Herrn Hillermann, der sein Wort gehalten hatte. Der Sonderling wollte das Bild um keinen Preis verkaufen; aber er schenkte es einem Manne, der sich gebessert hatte. Da war nun das theuere und werthe Gemälde, und zwar nicht in dem neuen glänzenden Rahmen, sondern in dem alten, in welchen es gefaßt war, so lange es im Stern'schen Hause hing. Darin lag gewiß eine zarte Aufmerksamkeit.

Daß Heinrich Stern nicht lange säumte, dem alten Hillermann einen zweiten Besuch abzustatten und ihm innigen Dank für seine Güte zu sagen, darf nicht erst bemerkt werden. Und der zweite Besuch war nicht der letzte, denn der gebesserte und durch Erfahrung geläuterte junge Mann hatte an dem eigensinnigen Alten einen wahren, uneigennütigen Freund gewonnen. Aber dieser zog ihn nicht allein nach dem freundlichen Gartenhause; er hatte Julien kennen gelernt, jenes Mädchen, das vor zehn Jahren dem Porzellanungeheuer so viel Geschmack abgewonnen hatte. Die Kleine war jetzt zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen; und ihr Lachen kam ihm nun nicht mehr so abscheulich vor.

Eines Tages saß er neben ihr am Klavier. Schon längst hatte er den schönsten in einen Ring gefaßten Diamant ihr zugebacht; allein Befangenheit hielt ihn zurück. Jetzt faßte er sich ein Herz, und steckte ihr das Kleinod auf den Zeigefinger der rechten Hand. Sie lächelte und dankte schüchtern. Am folgenden Tage überreichte er ihr ein Armband, der Alte hatte nichts dagegen einzuwenden, und schüttelte nur den Kopf. Drei Monate später waren alle die schönen Siebensachen, welche seither die große indische Kiste barg, im Besitze Juliens, und Julie selbst war Heinrichs Frau geworden. Stern blieb in seiner Vaterstadt, und wurde bald um so allgemeiner geachtet, da allmählig bekannt wurde, wie unverdrossen und fleißig er in Westindien gewesen war, und wie er Alles aufgeboten, um die Fehltritte seiner früheren Jahren auch bei sich selber in Vergessenheit zu bringen.

Sein späteres Glück aber verdankte er zum großen Theil der verhängnißvollen Nummer Sieben und zwanzig!